

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [21]

Artikel: Das Mareiengrab
Autor: Altheer, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587700>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

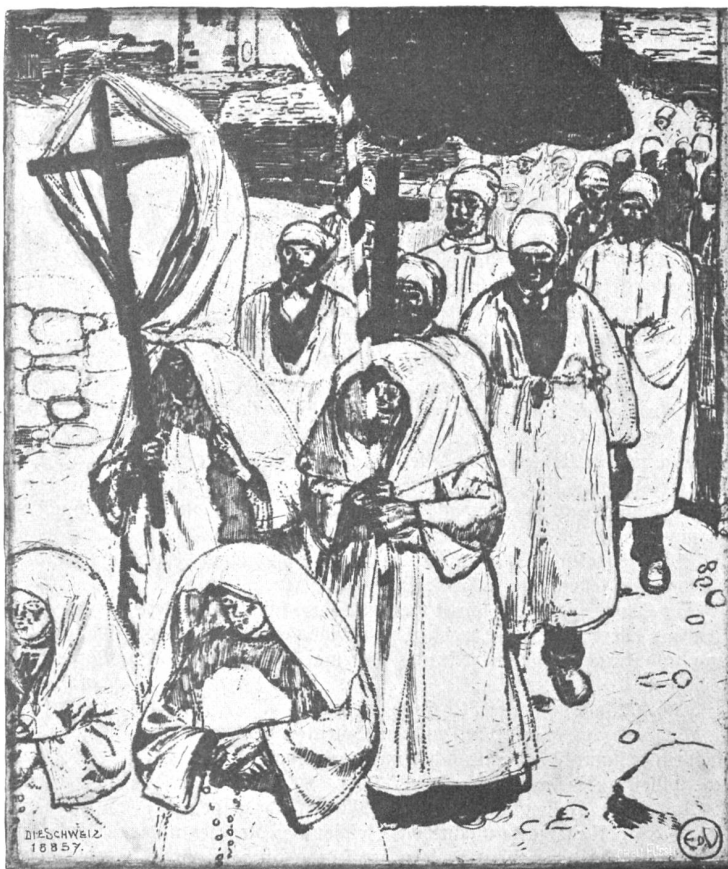
Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

immer innerlich (nicht etwa bloß äußerlich) groß.

Ballet liebt einen stark betonten kraftvollen Kontur. Mit ihm faßt er alle Einzelformen fest zusammen und bekommt so eine klare einfache Gesamtform. Der Nachdruck ist auf die Figuren gelegt. Das Landschaftliche dient mehr nur als Folie. (Selten, daß bei einer Radierung das Hauptgewicht auf ihm ruht). Die Umgebung ist mehr nur angedeutet, aber doch ist alles Nötige da, und Ballet versteht es meisterhaft, damit die Wirkung der Figuren zu heben. Ueberhaupt weiß der Künstler sehr sicher zu komponieren. Man beachte z. B., wie gut das Blatt „Am Grabe“ (S. 494) in Linien und Flächen, in Bewegung und Lichtführung ausgewogen ist. Ballet liebt starke Kontraste von Hell und Dunkel. Er stellt gern Dunkel gegen Hell, dunkle Gestalten gegen helle Lichtflächen. Dabei behandelt er alles großflächig, auf Masswirkung hin. Der Strich ist sicher, kräftig, raffig. Der Künstler äßt seine Blätter stark. Dies hilft naturgemäß sehr mit zu der kräftigen, kontrastvollen Wirkung der Radierungen. Gelegentlich übt Ballet eine mehr skizzenhaft-impressionistische Technik („Frau auf Maultier“ S. 493) und schafft damit reizvolle Wirkungen. Man achte auch darauf, wie gut er mit wenig Mitteln das Stoffliche zu charakterisieren vermag, z. B. in dem Blatt „Am Grabe“ die verschiedenen Gewandstücke der Figuren.

Ballet nimmt seine Motive aus dem Wallis, aus dem Leben der Walliser Bauern. Diese schildert er einfach und wahr, ohne Beschönigung, ohne Märchen. Bald greift er einen markanten Einzelkopf heraus, bald führt er sie uns (einzeln oder in größerer Zahl) bei der Arbeit oder ruhend vor. Besonders gern sucht er sie aber bei ernstlichen Anlässen auf: auf dem Kirchhof, bei der Prozession (vgl. z. B. S. 487, 494, 495). Dem Feierlichsten solcher Szenen weiß er überzeugenden Ausdruck zu verleihen. Ein Blatt wie „Am Grabe“ verrät eine tiefinnerliche Auffassung und beweist, daß Ballet sich nicht mit jedem beliebigen Vorwurf begnügt, sondern — eine seltene Eigenschaft bei einem heutigen Künstler — nach geistig bedeutenden Stoffen sucht. Er weiß



Edouard Vallet, Genf.

Prozession (Radierung, 1911).

sie stets auch bedeutend zu gestalten, frei von allem literarischen oder gar Anekdotischen.

Ballet lebt gegenwärtig in Vercorin, einem Bergdorf in der Nähe von Sierre. Dort, in einer Höhe von 1350 Meter über Meer, hat er eine große Presse installiert (er mußte sie bei dem völligen Fehlen eines Fahrweges mit Maulseilen hinausschaffen lassen), mit der er die umfangreichsten Blätter drucken kann. Den Druck der Platten besorgt er selber, um eines tadellosen Ergebnisses sicher zu sein. (Bei der Radierung ist bekanntlich der Druck ein sehr wichtiges Moment). — Ballet liebt das Radieren leidenschaftlich; sogar dem Maler zieht er es fast vor, wie er selbst gesteht. So dürfen wir denn von seiner graphischen Tätigkeit noch viel Großes und Schönes erwarten.

Dr. Hans Graber, Basel.

Das Marejengrab.

Novelle von Paul Mitheer, Zürich.

Nachdruck verboten.

Leise verflingend zitterte der letzte Schlag des Besperglöckleins in den milden Abend hinein; talaufwärts legte sich, Schleier über Schleier, die Nacht auf Wiesen und Wege. Erst kam ein silbergrauer Duft, der mit kühlem Hauch die Salme küßte und über die Gegend einen milden Zauber goß, wie er alten Märchen und Sagen eigen ist; dann wurde es bläulich-grau, und die Einzelheiten verschmolzen darunter und nahmen weiche, wandelbare Formen an. Nur rote Giebel und weiße Wände und die im Wind sich wiegenden Wipfel einer langen Pappelreihe behaupteten standhaft ihre Eigenart, bis es von

weiter unten dunkel und schwer und undurchdringlich heranzog und wie ein großes Ungeheuer alles in sich hineinfräß, was ihm in die Quere kam. Und, je tiefer man schaute, umso schwerer, umso dunkler, umso undurchdringlicher war die frühe Nacht, während hoch darüber wollige Wölkchen im Schein der gesunkenen Sonne purpurn glühten. So stieg es langsam und leise den Hang hinan, kletterte über Stege und Zäune, dem einsamen Kirchlein zu, in dessen vergoldeter Kuppelspitze noch eben ein letzter Strahl sich gespiegelt hatte. Von einer hohen Sütte stahl sich dann und wann — ängstlich und zaghaft — der

zarte metallene Klang einer gedengelten Sense und verkroch sich gleich wieder, kleinlaut und verschüchtert, wie die dünne Stimme eines scheuen Knaben, hinter den Schutz der Ferne. Die ärmlichen Kreuze des kleinen Kirchhofs reckten ihre mageren Arme gespensterhaft in die dämmerige Stunde hinein. Dann schimmerten nur noch die marmornen Male des Pfarrgrabes und der Familiengruft eines reichen Gemeindebauern matt und mild aus dem tiefen Dunkel hervor.

Schwere Mämerschritte knirschten über den Kies der schmalen Wege. Vor einem kleinen Hügel am untersten Ende, da, wo die Toten der letzten Wochen lagen, machten sie Halt. Eine knarrende tiefe Männerstimme sagte leise: „Annemarie!“ Dann noch einmal, etwas lauter: „Annemarie!“

Eine kauernde Gestalt bewegte sich vor dem Hügel. „Annemarie, es ist Zeit! Kommt!“

Der Sigrift beugte sich nieder und half dem Mädchen mit starken Armen auf. Mit zögernden Schritten folgte sie ihm über den einsamen Acker des Friedens. Noch einmal, kurz vor dem Ausgang, machte sie vor einem alten Hügel Halt und murmelte ein kurzes Gebet. Der Sigrift stand schweigend neben ihr und wartete geduldig, bis sie sich mit einem leisen Seufzer wieder ihm zuwandte.

„Das Mareiengrab,“ sagte, wie sich entschuldigend, das Mädchen mit leiser, von Schmerzen gedämpfter Stimme.

Der Sigrift nickte und schritt weiter. Dann schloß er hinter ihnen das eiserne Gittertor, reichte dem Mädchen die knochige Hand und sprach: „Guten Abend, Annemarie! Kommt gut nach Hause!“

„Ich danke Euch, Sigrift. Gute Nacht!“

Während der Sigrift mit müden Schritten seinem nahen Häuschen zustampfte, machte sich Annemarie zögernd und mit Widerwillen auf den Weg hinab ins Dorf.

An einem Felsensturz stand ein Marienbild gespenstisch in der Nacht. Annemarie machte das Zeichen des Kreuzes und ging weiter. An den ersten Häusern des Dorfes ging sie vorbei und bog dann in einen schmalen Seitenweg. Die schwarzen unbestimmten Umrisse eines Hauses wuchsen vor ihr aus der Nacht heraus. Das trauliche Plätschern eines Brunnens wurde mit jedem Schritt lebendiger. Annemarie griff nach der Rocktasche und kramte unter einem Taschentüchlein und allerhand

Kleinigkeiten einen rauhen, wenig benutzten Schlüssel hervor. Sie stufte. Am Brunnen regte sich etwas. Mit angehaltenem Atem starrte sie hin. „Wer ist da?“

Ihre Stimme klang jetzt gedämpft, aber sehr klar und ohne das geringste Zittern.

„Erschrick nicht, Annemarie!“ Eine Männerstimme, die sich, ohne großen Erfolg, bemühte, mitleidig und weich zu klingen.

„Jochem?“

„Annemarie!“

Eilige Schritte kamen zu ihr heran. Zwei Hände tasteten im Dunkel gegeneinander. Dann lag ihre warme Mädchenhand in der harten Hand des jungen Sonnenbergbauern und ließ sich ihre ungeschlachten Liebkosungen gefallen. „Ich hab auf dich gewartet, Annemarie,“ sagte Jochem leise. Aber aus den bescheidenen Worten klang doch etwas wie enttäuschte Eigenliebe und Zurücksetzung heraus.

„Ich war bei meiner Mutter, Jochem,“ gab sie ebenso leise zurück.

„Gott habe sie selig; aber du wirst über der Toten die Lebendigen vergessen!“ Wieder war das jener Vorwurf von vorhin, diesmal aber schon deutlicher und weniger zart. Die Stimme des Sonnenbergbauern klang kantig und hatte bitteren Geschmack.

„Nein, Jochem, das darfst du nicht sagen!“ Sie streichelte mit der Linken seine Rechte, die noch immer die ihre umschlossen hielt. Ein warmer, ehrlicher Druck ging von seiner Hand aus. Dann sagte er, und seine Stimme bemühte sich wieder, lieb zu sein: „Ich weiß, Annemarie. Es sind erst vier Wochen, daß sie von dir ging. Aber du darfst die andern nicht vergessen in deinem Leid.“

„Ich vergesse dich nicht, Jochem.“ Sie schmiegte sich an ihn, warm, weich und nach Schutz begehrend, froh, einen Menschen gefunden zu haben, der ihr beistand, dessen stämmige Stärke ihrer überladenen jungen Kraft, die am Zusammenbrechen war, Halt gewährte.

„Ich will noch auf ein Stündchen mit hereinkommen, Annemarie. Wenn es dir recht ist,“ fügte er rasch hinzu, als er merkte, daß sie mit der Antwort zögerte.

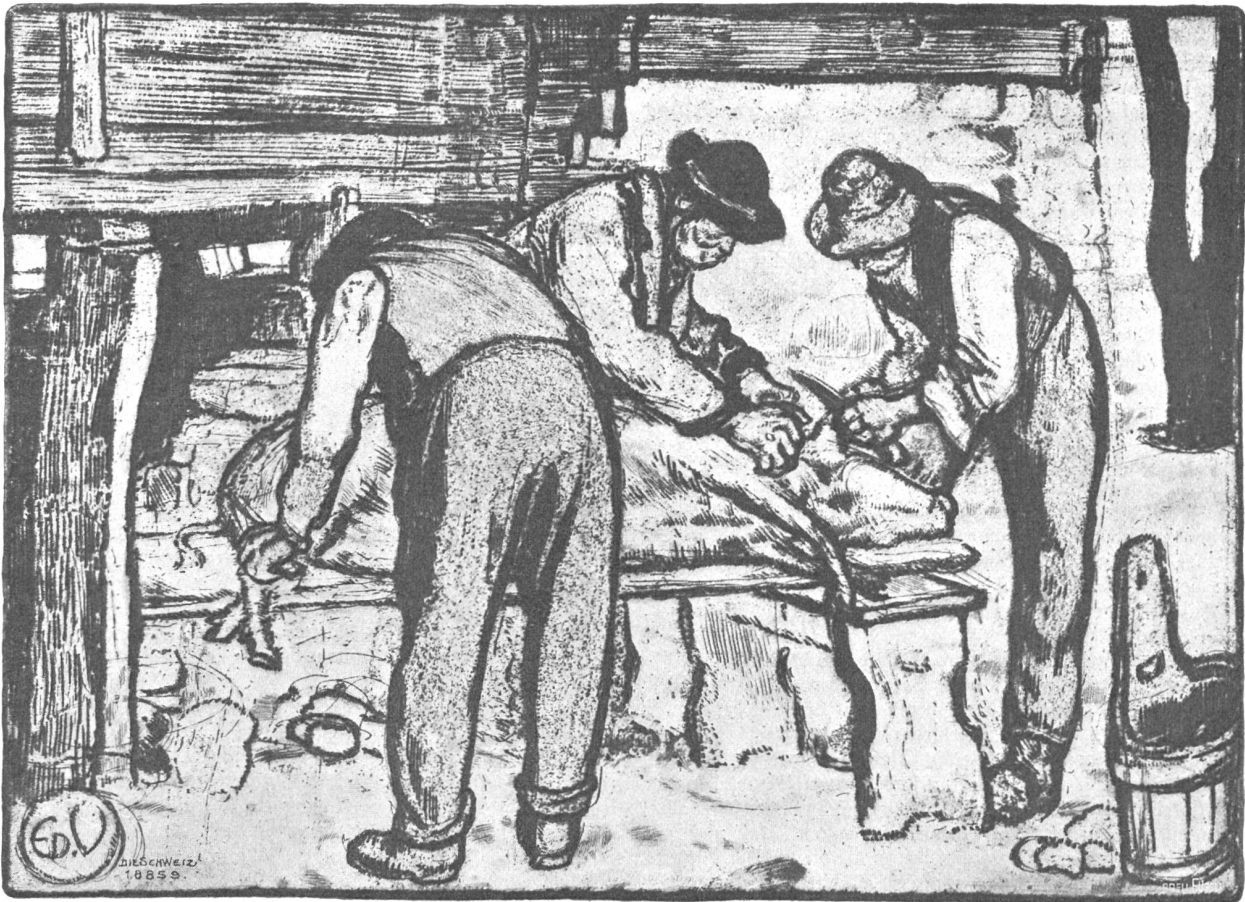
Annemarie überlegte. Sie dachte daran, daß es das erste Mal wäre, daß sie zwei Liebesleute ganz allein unter einem

Dache saßen. Früher, in den trauten Abendstunden, in denen sie zusammen in der düstern Stube gefessen, wenig gesprochen, aber mit zitternden Händen sich gegenseitig ihre Liebe wieder und wieder gestanden hatten, saß Annemaries Mutter auf der Ofenbank. Und wenn sie auch gewöhnlich früh einnickte, man wußte sich doch in ihrer Hut und wahrte die angeborene Scheu vor fremden Augen. Heute wären sie allein, allein... Annemarie fühlte die Glut, die von Jochems Händen auf sie übergang, und erschauerte. Die Angst vor etwas noch Unbekanntem, das kommen konnte, kommen sollte, kommen mußte, drängte sie, wegzulaufen, weit, weit weg von ihm; dann aber dachte sie an die toten vergangenen Nächte, seit sie — seit sie ihr ihre Mutter hinweggetragen hatten. Mit offenen Augen würde sie wieder — wie schon so manchen Abend — am Tische sitzen, den schweren, schweren Kopf in beide Hände gestützt und um-



Edouard Vallet, Genf.

Bäuerin, den Banf bearbeitend (Radierung, 1913).



Edouard Vallet, Genf.

Bauern, ein Schwein schlachtend (Radierung, 1913).

sonst auf die vertrauten Atemzüge des bei offener Tür nebenan schlummernden Mütterleins lauschen. Und dann würde wieder — wie jeden Abend — dieser Schmerz, dieser unfassbare, unerträgliche Schmerz um das Verlorene über sie herfallen. Und nachher würde sie sich eine ganze lange Nacht auf ihrem Lager von einer Seite auf die andere werfen und umsonst versuchen, Schlaf, Stärkung und Vergessen zu finden . . .

„Komm,“ sagte sie leise und bestimmt, indem sie die eine Hand, die noch immer den Schlüssel hielt, freimachte. „Komm, wir wollen uns ein Stündchen hinsetzen und plaudern!“ Der Schlüssel knarrte in dem schweren Schloß, und ein schwachhaftes Geißglöcklein, das über der Türe hing, klingelte mit dünner Stimme in den dunkeln Flur hinein.

* * *

Annemarie machte ein paar schwere Schritte in dem ihr vertrauten Raum, drückte auf eine Türklinke, und dann hörte Jochem, wie sie quer durch die angrenzende Stube ging. Er tastete sich in der Dunkelheit langsam bis zur offenen Tür weiter, wo ihm das blickartige Aufleuchten eines Streichhölzchens für einen Augenblick die Stube zeigte. Gleich darauf flammte es wieder auf. Das leise Klingeln einer angestohlenen Glasglocke ertönte, und dann setzte sich in jener Ecke, in der Annemarie hantierte, ein kleines, goldgelbes Flämmchen fest, das erst kaum die Kraft hatte, sich selber bemerkbar zu machen, dann aber langsam, Stück für Stück der kleinen Stube mit seinen Strahlen eroberte. Annemarie zog an den drei kleinen Fenstern die schweren hölzernen Läden hoch, während Jochem, den Hut in der Hand, unter der Türe stehen blieb und sich hilflos in dem kleinen Raume umfah, ohne sich zu rühren.

Als Annemarie, die brennende Lampe in der Hand, nach

dem kleinen Tisch in der einen Ecke der Stube schritt und dabei einen Augenblick ihr verweintes Gesicht in der unmittelbaren Beleuchtung des gelben Lichtes ihm zuwandte, erschraf Jochem. Die letzten Tage hatten Annemarie um die blühende Frische ihrer Wangen gebracht. Augen, die entzündet und nach Ruhe verlangend aus einem blassen Gesicht herauschauten, trafen ihn, und ihr sonst so feurig und lebensfroh glänzendes Licht schien im Tau zerrinnender Tränen feucht zu schimmern. Um die Mundwinkel zuckte noch der große Schmerz um den unerfesslichen Verlust, und die reichen goldblonden Haare schienen hastig und ohne Sorgfalt in zwei flüchtig geflochtenen Zöpfen wie ein Kränzchen um den Kopf gelegt. Sie nötigte ihn, Platz zu nehmen. Dann setzte sie sich zu ihm, ohne ein Wort zu sprechen, und ihre Augen, mit der ungewohnten leidvollen Tiefe und Schwermut, irrten unstill durch den Raum, hafteten an der leise wippenden Wanduhr, an einem Paar Pantoffeln, an der leeren Ofenecke, an der verschlossenen Kammertür, an einem abgetragenen Häubchen, das, wie eben weggelegt, in der Nähe der Türe an einem Nagel hing, an hundert andern, von vergangenen Stunden erzählenden Dingen. Ihr Glanz wurde feuchter und schimmerte; der bittere Zug um die Mundwinkel vertiefte sich, und manchmal zuckte es unheimlich, wie Wetterleuchten, über das ganze vergrämte Mädchengesicht.

An Jochem blieben ihre Blicke haften, und wie in wiedererwachtem Bewußtsein dessen, was ihr in ihrem Leid noch immer geblieben war, faßte sie nach seinen beiden Händen und riß sie inbrünstig gegen ihre pochende Brust. Die Blicke der beiden Liebenden trafen sich. Die Lippen suchten und fanden sich zu einem langen innigen Kuß . . .

Die Stunden eilten hin, eine der andern nach, ohne daß

die beiden davon wußten. Sie sprachen wenig, aber ihre Augen redeten viel. Und eines hörte des andern Pulse pochen. Die Kammertüre seufzte in ihren Angeln. Die beiden verschwanden in dem dunkeln Raum ...

Einmal erwachte Annemarie aus dem süßen Taumel und sah mit Schrecken, daß das Licht der Lampe in der Stube am Erlöschen war. Jäh fuhr es ihr durch den Kopf, daß ein Ende gemacht werden mußte. Sie wollte aufspringen und sich losreißen. Doch eine nie gekannte, wundervolle Müdigkeit legte sie wieder zurück in die Kissen. Dann kam eine Unruhe in ihre Träume, und stöhnend warf sie sich von einer Seite auf die andere ...

Beim zitternden Schein einer Kerze geleitete sie Jochem früh am Morgen, als noch Dunkelheit über dem Dorfe lag und erst der östliche Himmel eine kaum merkbare Helle zeigte, aus der Kammer, durch die Stube, in den kühlen Flur hinaus. Sie wagten nicht zu sprechen und gaben sich stumm die Hand zum Abschied. Annemarie löschte die Kerze aus, ehe sie die Haustür öffnete. Mit der einen Hand hielt sie, sich auf die Fußspitzen setzend, das Geißglöcklein über der Tür, um dessen Geflingel, vor dem sie sich fürchtete, zu verhindern. Nach einem letzten glühenden Kuß schob Jochem seine kräftige Gestalt zur halbgeöffneten Tür hinaus, und Annemarie hörte seine weit-ausholenden Schritte auf dem Weg aufschlagen und sah seinen Schatten in der Richtung nach dem Dorfe verschwinden.

Sie wartete, noch halb im Schlafe, zurück in die Kammer und ließ sich schwer auf dem Bettrand nieder. Eine Weile schaute sie gedankenlos in die Dunkelheit hinaus, bis ihr die Augen zufielen und ihr Oberkörper müde in die Kissen sank. In ihren Träumen mußte sie die Erlebnisse der letzten ereignisreichen Tage noch einmal mit all ihrer Bitterkeit und Schmerzhaftigkeit durchkosten. Sie sah sich am Schmerzenslager ihrer kranken, todkranken Mutter die Wache halten. Und noch einmal erlebte sie jene schwere Stunde, in der die Mutter, fühlend, daß es mit ihr zum Ende ging, die Tochter ans Lager rief. Und wie etwas, das ihr im Innersten fremd war, wie ein Märchen oder eine Geschichte, die einem erzählt wird, sah sie, was weiter kam. Sie sah sich selber am Bette sitzen, die knochige Hand der Mutter in ihrer Rechten, den Worten lauschend, die die Kranke sprach. Und was sie ihr in jener Stunde erzählt hatte, das nahm Gestalt an, und in rasch sich folgenden Bildern sah sie der Mutter armes und doch so inhaltschweres Leben, Bild für Bild vorüberziehen: eine heitere sonnige Jugend, eine glühende, innige, alles vergessende Liebe, Verrat und schamhafte Mutterschaft, Schande und Zurücksetzung und ein Arbeit-

ten und Sorgen und Schinden, das zwanzig lange Jahre währte. Und am Ende dieses Lebenslaufes stand sie, Annemarie, am Schmerzenslager der geliebten Mutter, die knochige Hand der Kranken in der Rechten, ihren Worten lauschend: „Kennst du die Geschichte von Marei? Von der Braut Marei? Beim Kirchlein liegt ihr Grab. Gleich am Eingang. Der Sigrift wird dir's zeigen, das Mareiengrab. Marei war eine Braut. Marei war die schönste Braut des Dorfes. Marei war die frömmste Braut des Landes. Marei war die reinste Braut der Welt. Sie sank am Traualtar tot zusammen. Das Glück hat sie getötet ... Annemarie! Man sagt, die Braut, die am Todestag der Marei am Mareiengrab den Segen der Kirche empfängt, wird ewig glücklich sein. Aber weh ihr, wenn sie den Brautkranz nicht in Ehren trägt ... Annemarie! Vor zwanzig Jahren hat eine Tochter des Dorfes dieses Glück versucht. Sie trug den Kranz und trug ein Leben unter dem Herzen. Sie stand am Grab zur Seite ihres Bräutigams. Und ehe der Priester sie gesegnet, sank sie tot hin, bestraft für ihren Frevel ...“

Dann hatte sich die kranke Mutter im Bett aufgerichtet und mit beiden Händen Annemaries Rechte umklammert: „Annemarie! Mein Leben war Schmach und Schande und Armut und erfolglose Arbeit, weil ich einmal leichtfertig mit der Liebe spielte. Tu das nicht! Dir wird es besser gehen ... Versprich mir, Annemarie, daß du dir — am Mareiengrab — des Pfarrers Segen geben — lassen wirst, einmal, wenn es — so weit ist — wenn das Glück zu dir gekommen ist ... Versprich mir's, Annemarie! Es ist dein Glück und ist — mein Trost.“

„Ja, Mutter,“ hatte Annemarie gesagt, „ja Mutter, ich will es tun.“

Am selben Abend hatte der Sigrift für Annemaries Mutter die Glocken geläutet. Besuche waren gekommen, zwei ganze Tage lang, hatten Annemarie liebe Worte gesagt, ihr die Hand gedrückt und Gebete gemurmelt. Und dann kam die Stunde, wo sie draußen standen, vor dem Haus, schwarzgekleidet, Männer und Frauen. Und vier Nachbarn hatten den schwarzen Schrein auf ihre kräftigen Schultern genommen und die wankende Last behutsam den Berg hinaufgetragen, gefolgt von der Schar der Mittrauernden. Und noch einmal hatte der Sigrift für Annemaries Mutter die Glocken geläutet. Im Kirchlein sprach der Pfarrer tröstende Worte, während draußen die lehmigen Schollen auf das stöhnende Gehäufte kollerten. Und dann waren jene einsamen totenstillen Nächte gekommen, mit ihrer Angst und mit ihrer Leere. Und schlaflos hatte sie sich auf ihrem Lager gewälzt, in das Dunkel hinausgehört nach dem Atem der Mutter und nichts gehört, nichts, nichts ...

(Fortsetzung folgt).

Briefe eines Schweizers über die Schlacht bei Leipzig.

Mitgeteilt von Jost Brunner, Strahburg.

(Schluß).

Leipzig den 27. Novembris 1813.

Lieber Vatter!

Euer Brief vom 9ten dies ist mir richtig zugekommen, und aus demselben Euer aller Wohlsein zu vernehmen, war mir äußerst angenehm. Auch ich bin Gott sey dank noch immer gesund; wie lange dies aber noch währet ist nur allein Gott bekannt. Ich habe Euch bis anhin noch in keinem meiner Briefen eine solche Erwähnung gemacht, allein jetzt aber finde es zum Theil nöthig. Ihr wüßt und ist Euch bekannt mit was für Kriegsgefahren der v. Mt. vorüber gieng, doch aber dem Himmel sey ewig Dank alles ohne unsern Schaden und daß Kriegs Gewühl ist vorüber. Aber welche schreckliche Hinterlassenen Krankheiten aller Art und besonders daß Nervenfieber haben, daß ich mich des schrecklichen Ausdrucks bedienen muß, so zulagen Pest ähnlich zu wüthen angefangen. Die Menschen sterben zu Stadt und Land in menge weg und zwar nach sehr kurzem Krankenlager. Es bößert sich mit jedem Tag,

auch unser Landsmann Jüllh von Herisau wurde schon vor 10 Tagen ein Raub des Nervenfiebers. Stellet Euch einmal vor, in hiesiger Stadt sterben in ruhigen und gesunden Zeiten wöchentlich gewöhnlich an die 30 bis 40 Menschen; jezt aber sterben wöchentlich an die 200 und in diesen noch mehr. Wohl verstanden nur Einwohner, die in den Lazarethen werden nicht mehr gerechnet, denn aus denselben starben zu Ende v. Mts. und mit Anfang dieses Monats teglich an die 1000 und noch mehr. Die Franzosen sind nun mehr größtentheils weg gestorben. Ihr könnt Euch vorstellen, was für Einwürdung so was auf manchen gemacht haben muß, 20 an 30 Tode aus den Lazarethen nackend und stinkend auf einem ofenen Wagen durch die Straßen führen zusehen, welches man alle Augenblick sehen mußte so was hat manchem den Herzstoß geben und die Menge Todtenkörper nebst demnen auf dem Schlachtfelde muß ohnvermeidlich die Luft mit ungesunden Dünften inficirt haben. Man erwartet mit Sehnsucht eine große Kälte,